

»Als hätte man dir Flügel verliehen«

Flügel sind es nicht, aber das Bundesverdienstkreuz wird ihm im Juli verliehen: ein Porträt des Münchner Dichters im deutschen Exil SAID.

PETRA HALLMAYER

Auf die Frage, ob sein Name zu ihm passt, gibt es zwei richtige Antworten. Said heißt im Arabischen »Der Glückliche«. Vieles hat sich glücklich gefügt in seinem Leben. Der Lyriker, Prosaautor und Essayist SAID wurde mit Preisen ausgezeichnet, er arbeitete für das »Writers in Prison Committee«, war Präsident des deutschen PEN-Zentrums, und in diesem Monat wird dem 67-Jährigen das Bundesverdienstkreuz verliehen für sein Engagement für die Opfer politischer Verfolgung. Zugleich lässt sich seine Biografie lesen als eine lange Kette der Abschiede und Verluste, in deren Zentrum die sich nie ganz schließende Wunde des Exils steht. Die Politik hat sein Leben bestimmt, und worüber man mit ihm auch spricht, es dauert nie sehr lange, bis er zu ihr zurückkehrt.

Der Weg ins Exil

Er war 17, als ihn sein Vater, ein Offizier in der Pahlavi-Dynastie, zum Studium nach Deutschland schickte. Statt eine Karriere als Bauingenieur anzustreben, verteilte der Sohn Anti-Schah-Flugblätter und schloss sich der Studentenbewegung an. »Das Gefühl der Befreiung, wenn du aus einem Land kommst, in dem die Lektüre von Camus dich ins Gefängnis bringen kann, ist unbeschreiblich«, erklärt er. »Es ist, als hätte man dir Flügel verliehen.«

Die 68er-Bewegung hat ihn geprägt, nicht nur in seinem politischen Denken. »Oft«, so SAID »werfen Leute mir vor, ich sei zu deutschenfreundlich. Wenn junge Iraner heute hier ankommen, stoßen sie auf Bestimmungen und Bürokraten. Ich habe dieses ach so kalte Volk ganz anders kennengelernt. Wildfremde Menschen boten mir einen Schlafplatz an. Niemand fragte, wer du bist, die Wärme, die Hilfsbereitschaft und Solidarität, die ich damals erlebte, waren überwältigend – ein Geschenk der Geschichte.«

Nach dem Sturz des Schahs kehrte er nach Teheran zurück, wo nun nicht mehr der berüchtigte Geheimdienst Savak wütete, sondern Menschen im Namen Allahs hingerichtet wurden. Bald schon floh er erneut nach Deutschland. Von seinem missglückten Versuch heimzukehren, erzählt sein Gedichtband »Wo ich sterbe ist meine Fremde«.

Die Zäsuren in seinem Leben spiegeln sich in seinen Büchern wieder, dessen verstörendstes »Landschaften einer fern Mutter« ist, das Protokoll der späten Begegnung zweier Fremder. Seine Mutter wurde mit 14 Jahren schwanger. Noch vor seiner Geburt liefen sich seine Eltern scheiden. SAID kam

zu seinem Vater. Er war schon über 40, als er seine Mutter, die sie für Deutschland kein Visum bekam, in Kanada traf, eine verhärmte Frau, die nicht lächeln und ihn nicht berühren konnte und enttäuscht war, dass ihr Sohn es im Eldorado Europa nicht zu Reichtum gebracht hatte. Nach drei Wochen gingen sie als Fremde auseinander. Seither hat er sie nicht mehr gesehen.

Seit 49 Jahren lebt er nun im Exil, doch wenn man ihm zuhört, wie er die jüngsten Sendungen von Radio Teheran, Wortgefechte im Parlament, Innenansichten aus den Gefängnissen

im Iran schildert, scheint es, als habe er dieses Land nie ganz verlassen. Wenn man ihn fragt, wo er daheim ist, dann meint er: »Ich bin in Giesing zu Hause. Meine Heimat ist der Iran.«

Zwei Sprachen, zwei Flüsse

Nirgends, versichert er, würden Dichter höher geschätzt als im Land von Rumi und Hafis, der wie ein Prophet verehrt wird, zu dessen Grab er mit seinem Vater pilgerte und dessen Bücher er nicht berühren durfte, ohne

sich vorher die Hände zu waschen. Selbst die Mullahs, die Hafis nach ihrer Machtübernahme als Weintrinker und Pädophilen beschimpften, mussten sich schließlich mit ihm aussöhnen.

Als SAID begann, Gedichte auf deutsch zu schreiben, empfand er dies zunächst wie eine Vertreibung aus dem Reich der Klänge und Bilder seiner Kindheit. Heute sagt er: »Es gibt zwei Flüsse, aus denen ich als Autor schöpfe: das Persische und das Deutsche. Das ist kein bewusster Vorgang. Nur schlechte Lyriker können erklären, warum sie ein bestimmtes Wort wählen.«

Oft setzen sich Autoren nach einem Zeitplan an den Schreibtisch, SAID trägt stets einen Stift bei sich. Im Grunde, versichert er, arbeite er immer. Manchmal allerdings muss er Geduld haben, bis sich das Wort, diese »lausige zufallshure«, wie er es in einem Gedicht nennt, gefügig zeigt. Er spricht über Rilkes scheinbar spontane Inspiration zu seiner ersten »Duineser Elegie« in Duino beim Blick in das Wasser, über den »Zaubermoment«, wenn einem die Zeilen zufließen, der letztlich immer das Ergebnis eines langen Arbeitsprozesses sei.



mein wort

infant voller läuse

jedem haus eine lunte

nackt hütet

mein wort seine trugbilder

mit verve mit schweigen

bis die wände einschreiten

© SAID

Menschen, die so umfassend belesen sind wie SAID, trifft man nicht mehr oft. Er zitiert Heine, Bücher und Kant und seinen »geliebten Hölderlin«, er kennt die Bibel, den Koran und die Thora nicht nur in Auszügen.

Grenzüberschreitungen

Natürlich ist die Politik auch in seiner Lyrik präsent, doch er wollte seine Verse nie zu deren devoter Dienerin machen. Er habe nicht zwei Diktaturen getrotzt, betont er, um sich neue ideologische Scheuklappen anzulegen. Er mag sich nicht vereinnahmen lassen, weder für linke Parteipolitik, noch als Stofflieferant für das Feindbild Islam.

In zahlreichen Essays hat er das Regime der Mullahs angeprangert. Er kann tausendundeine Geschichte darüber erzählen, was sie Menschen angetan haben und antun. Aber das Bild, das er vom Alltag im Iran zeichnet, von den Akten des zivilen Ungehorsams verschleierte Frauen, von der allgegenwärtigen Korruption, die – so schrecklich sie ist – die Brutalität der Gesetze abmildert, entspricht nicht dem höllendunkelsten Klischee in den Köpfen vieler Deutscher. Er ist es leid, wenn Menschen, die weder den Koran noch Kant gelesen haben, ihn bei Lesungen darüber belehren, warum der Islam nicht reformierbar sei und ihm triumphierend vorhalten: »Eurer Problem ist, dass ihr keine Aufklärung hattet.« Manchmal verweist er sie darauf, dass Europa nicht nur die Heimstatt der Aufklärung, sondern auch des Kolonialismus und des Holocaust ist. Und wenn sie nicht zuhören, zitiert er seinen Lieblingssatz von Bloch: »Denken heißt überschreiten.« Nicht blind in den Grenzen der eigenen Überzeugungen zu verharren. Manchmal aber ist er auch einfach nur sehr müde.

Als Versuch, seine »Religiösität« gegen die religiösen Fanatiker zu verteidigen, sind seine »Psalmen« entstanden, in denen er Gott anruft, mit ihm ringt und hadert. Tatsächlich kann er an keinen Gott glauben, doch ganz von ihm abwenden will er sich nicht. »Es gilt als modern«, meint er, »sich Atheist zu nennen. In Wahrheit ist es nur gedankenlos. Ich bin Agnostiker, und ich sage das mit großem Kummer.« Sicherlich, räumt er ein, gebe es blutrünstige Stellen im Koran und in der Bibel. »Aber diese Religionen sind die Quelle der Kultur und der Ethik Europas und des Orients, und nur wenn wir uns an ihnen reiben, kann eine neue Ethik entstehen.« Eine Gesellschaft ohne Ethik, betont er wieder und wieder, zersetze sich selbst von innen. Und auch wenn er nie in die Moschee geht, bleibe er »soziologisch ein Moslem«.

Die Moscheen seiner Kindheit rochen nach »Rosenwasser und Brüderlichkeit«. Inzwischen, schreibt er in »Ich und der Islam«, »riechen moscheen nach blut, schweiß und folter«. Das Land, nach dem er immer noch Heimweh hat, dessen ist er sich bewusst, »ist eine Projektion, ein Bild, das sich mit der Realität längst nicht mehr deckt. Aber wenn ich dieses Land, diese Kindheit, diese Kultur verneine, dann bin ich ein Leporello, ein Niemand.«

Das heißt nicht, dass er sich unablässig fortsehnt. Ganz und gar nicht. Nein, es geht ihm gut hier. Auch wenn ihn von Zeit zu Zeit seine alte Bekannte, diese »leise Melancholie«, aufsucht. Der begegnet man auch immer wieder in seinen Gedichten wie in jenem, das er dem türkischen Exilanten Fuat Saka widmete: »ruf zurück die vögel / sie werden nicht mehr berichten / vom lehm und unseren gewesen stunden / das meer ist eingepackt / und die sonne ausgezählt / beides kann man kaufen / hier / wo man alles kaufen kann / bis auf den staub unserer gassen.«

Viele Jahre hat er gehofft, die Orte seiner Erinnerung noch einmal wiederzusehen, auf den Zusammenbruch der islamischen Diktatur gewartet. Irgendwann, das weiß er, wird der Tag kommen – doch nicht in naher Zukunft. »Ich werde ihn nicht mehr erleben«, sagt SAID, ehe er sich auf den Heimweg nach Giesing macht. ||